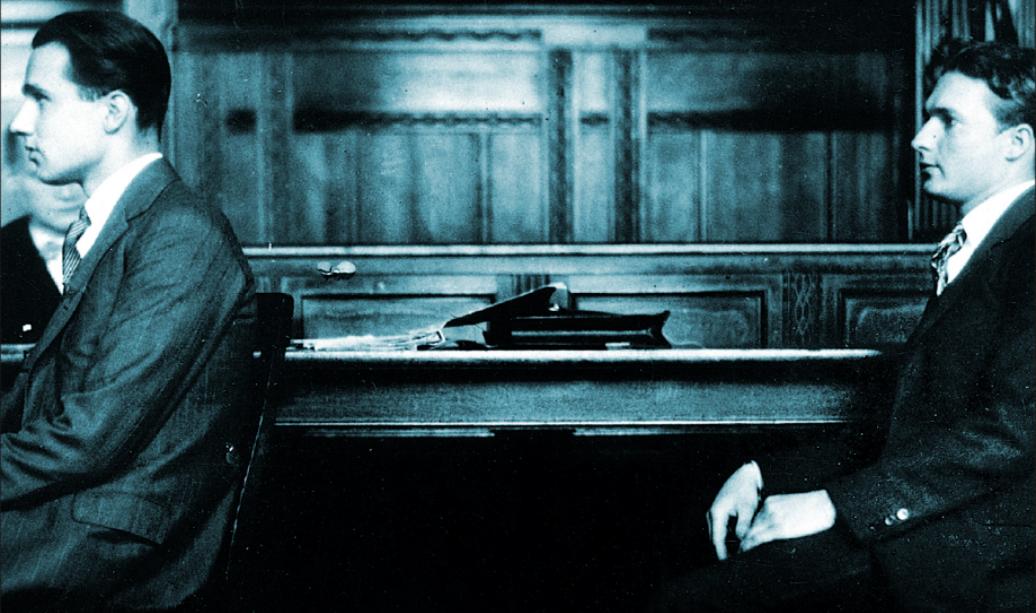


WAHRE VERBRECHEN



HORST BOSETZKY

Die Brüder Sass – *geliebte Ganoven*

Biografischer Kriminalroman

SPANNUNG

GMEINER



HORST BOSETZKY

Die Brüder Sass –
Geliebte Ganoven

GELDSCHRANKKNACKER 1926 kommen die bis dahin im Leben irgendwie gescheiterten Brüder Franz und Erich Sass auf die ebenso innovative wie geniale Idee, Banktresore mit Hilfe eines Schneidbrenners zu öffnen. Sie landen ihren ersten großen Coup, als sie durch einen Tunnel in die Stahlkammer einer Bank eindringen und 179 Schließfächer ausräumen. Als sie schließlich Robin Hood spielen und bedürftigen Berlinern Geldscheine in die Briefkästen stecken, werden sie endgültig zu Kultfiguren. Kriminalsekretär Max Fabich kommt ihnen auf die Spur, kann ihnen aber nichts Konkretes nachweisen. Als 1933 die Nazis an die Macht kommen, wird ihnen in Deutschland der Boden zu heiß und sie fliehen nach Kopenhagen, wo die dänische Polizei alsbald eine Serie von Einbrüchen und geknackten Tresoren zu Protokoll nehmen muss. Die Brüder Sass werden nach Deutschland ausgeliefert, zu hohen Zuchthausstrafen verurteilt und am 27. März 1940 bei der Überstellung ins KZ Sachsenhausen ermordet.



Dr. Horst Bosetzky (ky) wurde 1938 in Berlin geboren. Der emeritierte Professor für Soziologie veröffentlichte neben etlichen belletristischen und wissenschaftlichen Arbeiten zahlreiche, zum Teil verfilmte und preisgekrönte Kriminalromane. 1992 erhielt er den Ehren-Glauser des SYNDIKATS für das Gesamtwerk und die Verdienste um den deutschsprachigen Kriminalroman. 2005 wurde ihm der Verdienstorden der Bundesrepublik Deutschland verliehen. Zehn Jahre lang war Horst Bosetzky Sprecher des SYNDIKATS und Gründungsmitglied von QUO VADIS. Besuchen Sie: www.horstbosetzky.de

Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:

Teufelssee (2017)

Eingebunkert (2016)

Witwenverbrennung (2015)

Fahnenflucht (2013)

Der Fall des Dichters (2012)

Nichts ist so fein gesponnen (2011)

Promijagd (2010)

Unterm Kirschbaum (2009)

HORST BOSETZKY

Die Brüder Sass –
Geliebte Ganoven

Biografischer Kriminalroman

SPANNUNG

GMEINER



Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2017 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2017

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Herstellung: Mirjam Hecht
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © ullstein bild
Druck: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-5447-9

Die Handlung basiert auf realen Begebenheiten,
geht aber frei mit Personen, Daten und
Ereignissen um.

PROLOG

»Wenn die Toten vom Schlaf erwacht, / leise aus ihren Gräbern steigen ...« Martin Kruschin zitierte ein Gedicht, das er neulich per Zufall im Internet entdeckt hatte, von einem Poeten mit dem Pseudonym Nachtengel verfasst.

Seine Freundin Jessica lachte. »Wenn das man kein Nachzehrer ist, der uns die Lebenskraft absaugen will.« Als Ethnologin war sie sehr an Wiedergängern und Untoten interessiert.

Sie hatten ihren Kleinwagen am Wirtshaus Schildhorn geparkt und liefen nun auf einem schnurgeraden Weg zum Friedhof Grunewald-Forst, der weithin als »Selbstmörderfriedhof« bekannt war. Kruschin studierte Geschichte an der FU Berlin und wollte seine Master-Arbeit über diesen ganz besonderen Berliner Friedhof schreiben.

»Warum heißt der eigentlich so?«, wollte Jessica wissen.

»Na, weil wegen der Strömung der Havel Selbstmörder oft in der Bucht bei Schildhorn angespült wurden. Die hat man dann anfangs einfach

hier im Wald verbuddelt, weil die Kirchen sie auf ihren Friedhöfen nicht haben wollten. Das war ein ›Schandacker‹ hier. Später machte die Stadt Berlin einen richtigen Friedhof daraus, und zuerst kamen auch andere Selbstmörder hierher, dann normale Gestorbene. Irgendwann soll er ›entwidmet‹ werden, wie das in der Amtssprache heißt, und dann ist die Natur hier wieder gänzlich pur.«

Sie traten durch das steinerne Eingangstor, dessen Flügel nur angelehnt waren. Am hinteren Ende des Friedhofs waren zwei Arbeiter dabei, eine Grube auszuheben. Offenbar gab es doch noch neue Beerdigungen. Martin Kruschin holte seinen Block hervor, um sich Notizen zu machen, seine Freundin zückte ihr iPhone, um die Grabkreuze und -steine, die für ihn wichtig waren, abzulichten. Zuerst stachen ihnen zwei merkwürdige Kreuze ins Auge. Martin Kruschin hatte sich schon kündigt gemacht.

»Das sind Kreuze der russisch-orthodoxen Kirche – ein lateinisches Kreuz mit zwei zusätzlichen kurzen Querbalken. Hier sind nämlich fünf Russen begraben, die sich während der Oktoberrevolution in die Havel gestürzt hatten.«

»Damit könnte man doch auch heute noch Leute anlocken: Zum Selbstmord nach Berlin! Wir haben jede Menge Flüsse und Kanäle und S- und U-Bahn-Strecken.«

»Das ist makaber!«

»Du hast recht: Lieber Makeba als makaber.« Und sie begann *Pata Pata* zu singen.

»Hör auf: Störung der Totenruhe.«

»Vielleicht möchten die Toten gern gestört werden ...«

Martin Kruschin lachte. »Ja, vor allem die Minna Braun.«

»Wer war Minna Braun?«

»Eine Krankenschwester, der das Schicksal schwer zugesetzt hatte: Die Eltern hatten sie verstoßen, der Verlobte hatte sie verlassen, der Arbeitgeber gefeuert. Da ging sie hier zum Havelufer, 1919 war das, und schluckte alles, was sie vorher an Tabletten gebunkert hatte. Forstarbeiter haben sie dann gefunden und hierher in die Aufbahrungshalle des ›Selbstmörderfriedhofs‹ gebracht. 14 Stunden später kommt ein Kriminalbeamter, um die Identität der Toten festzustellen. Er schreit auf, denn er sieht, wie sich der Kehlkopf der Scheintoten bewegt. Sie kommt ins Krankenhaus und überlebt. Ganz Berlin hat seither Angst davor Angst davor, scheinot begraben zu werden.«

Sie machten sich auf die Suche nach den Grabstellen anderer bekannter Persönlichkeiten.

»Wen hast du denn noch auf deiner Liste?«, wollte Jessica wissen.

»Clemens Laar, Schriftsteller.«

»Nie gehört ...«

»Aber bestimmt den einen Satz gesprochen, mit dem er unsterblich geworden ist.«

»Keine Ahnung.«

»Na: ... *reitet für Deutschland*. Das ist ein Roman-
titel, 1936 bezogen auf Carl-Friedrich Freiherr von
Langen, zwei Goldmedaillen für Deutschland in
der Dressur, Einzel und Mannschaft. Im Film war
das Willy Birgel. Von dem haben damals alle so
geschwärmt wie heute von George Clooney.«

Damit machten sie sich auf die Suche nach den
fünf anderen Namen, die noch abzuhaken waren:
Götz Clarén (1928–1997), Rundfunk- und Syn-
chronsprecher, Horst Kudritzki (1911–1970), Kom-
ponist und Dirigent, Nico (1938–1988), Fotomodell
und Sängerin der Rockband »The Velvet Under-
ground« sowie die beiden Männer, die hier ihr
Ehrengrab bekommen hatten, der Heimatforscher
Willi Wohlberedt (1878–1950) und der Oberför-
ster Willi Schulz (1881–1828).

»Wohlberedt müsste man heißen«, sagte Jessica.
»Und dann zu jeder Talkshow eingeladen werden.«

»Das kann ich verstehen, Frau Kotenbeutel. Du
kannst dich also nur verbessern, wenn du mich heira-
ten würdest. Ich wäre lieber ein anderer Willi Schulz,
der von Schalke 04 und dem HSV, über 50 Länder-
spiele. Der hat mal gesagt ...«

Weiter kam er nicht, denn in diesem Moment stießen die beiden Arbeiter, die in der hintersten Ecke des Friedhofs eine Grube aushoben, ekstatische Freudenschreie aus. Kruschin und seine Freundin liefen hin und sahen, wie beide Unmengen an Schmuckstücken nach oben beförderten, es regnete geradezu goldene Ketten, Ringe und Broschen. Eilig geputzte Brillanten funkelten in der Sonne.

»Wir sind reiche Leute!«, jubelte der jüngere der beiden Arbeiter.

»Das muss gemeldet werden«, sagte Jessica so laut, dass die beiden es hören konnten. »Ihnen steht nur die Hälfte des Wertes zu, die andere dem Eigentümer des Grundstückes hier, also der Stadt Berlin.«

»Da wär'n wa ja schön blöd, wenn wa det melden tun!«, rief der ältere der beiden Friedhofsarbeiter, der in Kruschins Augen so brutal und dümmlich aussah wie ein Terrorist mit Kalaschnikow. »Und wenn ihr wat sajen tut, kriejta wat uffs Maul!«

Martin Kruschin zweifelte keinen Augenblick daran, dass das ernst gemeint war, und überließ seiner Freundin das Argumentieren, denn dass die Friedhofsarbeiter sie attackieren würden, war weniger wahrscheinlich.

»Wenn ihr die Sachen zu Geld machen wollt, braucht ihr einen Hehler«, sagte Jessica dann auch. »Und der legt euch ganz sicher rein. Oder die Poli-

zei beobachtet ihn – und dann seid ihr geliefert. Aber wenn wir jetzt die Polizei holen, dann ist euch mindestens die Hälfte des Erlöses sicher, und ihr landet nicht im Knast.«

Das klang überzeugend, und nachdem sie noch an die zehn Minuten diskutiert hatten, durfte Jessica ihr iPhone aus der Tasche ziehen und 110 anrufen.

Am nächsten Tag stand die Sache groß in den Zeitungen, und als Martin Kruschin am Nachmittag zum 80. Geburtstag seines Großvaters nach Spandau fuhr, hatte der zwei Bücher und eine Reihe Internet-Ausdrucke auf seinem Schreibtisch ausgebreitet.

»Das zu dem Fund auf deinem ›Selbstmörderfriedhof‹ ...«

»Ekkehard Schwerk«, las Martin Kruschin, »*Die Meisterdiebe von Berlin*. Paul Gurk, *Tresoreinbruch* ...«

»Gemeint sind die Brüder Sass, die gehörten ab 1929 zu den prominentesten Deutschen. Und als ich zur Kripo gekommen bin, hat man immer noch über die geredet, zumal ein großer Teil ihrer Beute noch immer nicht gefunden worden war.«

Martin Kruschin schlug sich mit der flachen Hand gegen die Stirn. »Jetzt verstehe ich, wo da der Zusammenhang ist!«

»Ja, was auf dem Friedhof bei Schildhorn gefun-

den worden ist, könnten die Brüder Sass da versteckt haben, denn ...«, der Großvater deutete auf eine grün markierte Stelle in einem Artikel, wo DIE WELT über die *Meisterdiebe aus Moabit* berichtet hatte, »hier: ›Bis zu seinem Tod wird Max Fabich – das war der federführende Kollege damals – ›fest davon überzeugt sein, dass die Brüder den größten Teil ihres unredlich erworbenen Millionenvermögens im Grunewald verscharrt haben. Aber wo? Er ist den Einbrechern einmal zufällig in einem Gartenrestaurant am Schildhorn begegnet und hatte daraus seine Schlüsse gezogen.« Die beiden hatten nämlich Spaten in der Hand. So steht es auch bei Schwerk auf der Seite 77.«

Der Enkel war neugierig geworden. »Erzähl mir doch bitte noch ein bisschen was von diesem Brüderpaar.«

Der Erste Kriminalhauptkommissar Richard Kruschin tat es gern und sehr ausführlich.

EINS

Berlins Neuer Westen war ein Synonym für die »Goldenen Zwanziger Jahre« geworden. Wer um das KaDeWe herum zu Hause war, zählte weiß Gott nicht zum Proletariat. Auch in der Ansbacher Straße gab es einige Häuser mit prächtigen Fassaden, deren Mieter wohlhabende Ärzte, Geschäftsleute und Künstler waren. Dass die ständig mit irgendeiner Ware beliefert wurden, war selbstverständlich. So wunderte es niemanden, dass eines Vormittags zwei junge Männer, Max und Erich Sass, eine riesige hölzerne Kiste von einem Pferdefuhrwerk hoben und in das Haus Nummer 10 trugen. Dort stellten sie sie im zweiten Stock vor der Wohnung von Dr. Engelhardt ab. Dann entfernten sie sich wieder und fuhren davon. In der Kiste saß ihr Bruder Franz. Der klappte die Seite der Kiste, die zur Wohnungstür zeigte, nach innen und hatte nun alle Zeit der Welt, das Schloss zu knacken, in die Wohnung einzudringen und nach Goldschmuck und anderen Wertsachen zu suchen. Als seine Brüder nach gut einer Stunde die Kiste samt Franz und Beute wieder

abholten, waren sie nicht gerade reiche Leute geworden, hatten aber in den nächsten Monaten mehr Geld zu Verfügung, als sie in einem ganzen Jahr mit ihrer Hände Arbeit verdient hätten.

»Köpfchen muss man haben«, fand Franz. »Daruff kommt et an!«

Da berlinerte er noch heftig, nicht aber, als er mit Erich zusammen das Geschäft von Bothmer & Dünzer betrat, bei denen noch immer »Hoflieferanten und Hofschneidermeister« an der Schaufensterscheibe stand. Hier hatte ihr Vater einmal gearbeitet, und es war ihr großer Traum, einmal einen Maßanzug und einen mit Seide gefütterten Paletot von Bothmer & Dünzer zu tragen.

Franz hatte schon in jungen Jahren begriffen, dass es für einen Fabrikarbeiter, Schlossergesellen oder Kaufmannsgehilfen ein Leben lang unmöglich gewesen wäre, sich solche Luxusgüter zuzulegen, da musste man andere Wege gehen, und der logischste war: Nimm denen etwas weg, die es reichlich haben.

»Wohin darf ich den Herren die Rechnung schicken?«, fragte einer der Schneider.

»Nach Charlottenburg in die Berliner Straße 36«, antwortete Franz, der eloquentere der beiden Brüder. Dort wohnte, das hatte er schon eruiert, ein Herr von Siemens in einer Villa. »Wir ziehen es aber vor, bar zu zahlen.«

»Aber die fertigen Kleidungsstücke gehen dort-
hin, Herr Schumann?«

»Nein, nein, die holen wir selber ab.«

Franz hatte es für klüger gehalten, hier unter einem Decknamen aufzutreten, denn Bruder Max hatte schon öfter mit der Polizei Bekanntschaft gemacht und eingessen. Da wollte er kein Risiko eingehen. Und als Adresse Moabit, Birkenstraße 57 anzugeben, hätte die Leute bei Bothmer & Dünzer nur stutzig gemacht, denn wer dort wohnte, kaufte sich keinen Anzug Unter den Linden, sondern eher ein schon lange von anderen getragenes Stück beim Kleiderjuden im Scheunenviertel.

Moabit, umschlossen von der Spree und drei Kanälen, war zwar keine noble Adresse, stand aber auch nicht für einen Slum wie etwa die Mulackritze. Es gab ausgedehnte Arbeiterwohnviertel wie den Beuseltkiez oder den Rostocker Kiez, aber auch Straßen mit Häusern aus der Gründerzeit, die mit reich dekorierten Stuckfassaden protzten, so etwa um die Stephanskirche herum. Bekannt war Moabit vor allem durch den Westhafen, sein Krankenhaus, das Kriminalgericht und das Gefängnis. Worauf der Name zurückzuführen war, blieb umstritten, die meisten meinten, dass es von den Hugenotten, die zuerst hier gesiedelt hatten, in Anlehnung an das Alte Testament »terre de Moab« genannt worden war.

Eine der ältesten Straßen Moabits war die Birkenstraße, und hier war in der Nr. 57 die Familie Sass zu Hause. Links von der Nr. 57 zog sich die breite und immer belebte Stromstraße in Nord-Süd-Richtung dahin und auf der anderen Seite die Lübecker Straße, deren Ruhm darin begründet war, dass hier im Hause Nr. 13 Kurt Tucholsky das Licht der Welt erblickt hatte. Das war am 9. Januar 1890 geschehen, inzwischen aber lebte »Tucho« zumeist im Ausland und kehrte nur gelegentlich nach Deutschland zurück. Der Familie Sass war er eh scheißegal, und man hätte sich eher tagelang einsperren lassen, als etwas von ihm zu lesen. Und wären sie Tucholsky bekannt gewesen, hätte er sicherlich nur gespottet, dass die Nähe zum Worte »Insasse« ihr Leben entscheidend geprägt habe.

Die Front des Hauses Birkenstraße 57 machte nach außen schon einiges her, aber die Sasses wohnten nur im Hinterhaus und hier vier Treppen hoch. Vom Treppenhaus kam man in einen kurzen Flur, von dem das Klosett abging, und danach in eine vergleichsweise geräumige Küche mit einem Fenster zum Innenhof. Von der Küche ging es in einen einzigen und nicht eben großen Raum, der allen zugleich als Wohn- und Schlafzimmer diente und mit diversen Betten, einem Ankleideschrank und einem Tisch vollgestellt war.

Die Familie Sass bestand aus dem Vater Andreas, der 1868 in Westpreußen geboren worden war, der Mutter Marie, die 1879 in der Nähe von Münster auf die Welt gekommen war, und den fünf Söhnen: Paul (* 1902), Max (* 1903), Franz (* 1904), Erich (* 1906) und Hans (* 1914).

Wenn es ans Schlafen ging, hatten es Franz und Erich am besten, da sie je ein Bett ihr Eigen nennen durften, während der Vater mit einem schnell aufzubauenden Feldbett vorliebnehmen musste. Die Mutter schlief mit dem jüngsten Sohn in der Küche. Paul war bald nach seiner Geburt zu einer Pflegemutter gekommen.

Der Vater arbeitete als Lohnschneider in einer Werkstatt Unter den Linden, die Mutter als Wäscherin im Krankenhaus Moabit. 1926 waren die beiden schon lange »kein glücklich liebend Paar« mehr, wie sich einem Schreiben entnehmen ließ, das Marie Sass an die Behörden gerichtet hatte:

Mit meinem Ehemann stehe ich nicht besonders. Das ist vor allem darauf zurückzuführen, dass er seit Jahren äußerst eifersüchtig ist. Wir leben seit vielen Jahren getrennt (freilich auf engem Raum in der beschriebenen Moabiter Wohnung). Ich habe bereits einmal die Scheidung gegen meinen Mann eingereicht. Die Fortführung der Klage scheiterte daran,

dass ich kein Armenattest erhielt; außerdem waren zu wenig Gründe vorhanden.

Von einer glücklichen Kindheit, die zudem dahin führte, dass die Söhne alle »nützliche Mitglieder der Gesellschaft« wurden, konnte also bei den Gebrüdern Sass nicht die Rede sein. Passend dazu war ein Bericht des Jugendamtes aus späteren Jahren:

Die Burschen stammen aus ungünstigen häuslichen Verhältnissen. Der Vater, der als Schneider Unter den Linden ausreichend verdient, bezahlt nur die Miete und lässt im Übrigen bereits seit Jahren seine Frau für alles in der Familie Notwendige aufkommen. Der dauernde Unfriede, der deshalb in der Familie herrschte, sowie die ständige Abwesenheit der Mutter, die außerhalb des Hauses schwer arbeiten musste, beeinflusste die Erziehung ungünstig. Frau Sass war fünf Jahre in Charlottenburg in einer Schuhputzfabrik tätig und wurde nur entlassen, weil der Mann Verdienst hatte. Die Kinder waren stets unbeaufsichtigt und sich selbst überlassen. Die Mutter, trotz des besten Willens, war der Erziehung der schwierigen Burschen allein nicht gewachsen. So kamen von den fünf Brüdern Sass bereits die vier älteren auf die schiefe Bahn.